

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 225.

Dienstag, 26. September.

1916.

Die Lierbachs-Mädelsn.

(B. Fortsetzung.)

Münchner Roman von Emma Haushofer-Merl.

(Nachdruck verboten.)

Max fand es ungemein anziehend, wie der Ausdruck ihrer Züge wechselte. „Es ist merkwürdig, wie oft plötzlich, mitten im Lachen, ein Schatten über Ihre Stirn hinhuscht, als dächten Sie mit einem Mal an Trauriges“, sagte er mit liebenswürdiger Reugier und dem fragenden Verlangen, ihr Wesen verstehen zu lernen, das Frauen immer schmeichelt.

„O, dann denke ich wohl an Morgen!“ erwiderte sie freimütig. „Morgen kommt nämlich sicherlich wieder eine große Kagenjammer-Stimmung über mich. Seit Wochen hab' ich nun das Atefierfest vor mir gehabt, mich darauf gefreut. Wenn es vorbei ist, dann scheint mir wieder alles so leer! Ich beneide immer die Männer, die nicht so, wie wir, Zeit haben, ein Vergnügen wiederzukauen, die nicht hinterher nur an der Erinnerung Lagen saugen müssen! Sie haben dann wieder Ihre Arbeit — aber wir! Wir wissen dann wieder gar nicht, an was wir unsere Gedanken hängen sollen.“

Max konnte nichts entgegnen, denn eben begann eine Drehorgelmusik und der dicke Landschaftsmaler Hausenschmid, der seiner Figur nach ein prächtiger Falstaff gewesen wäre, begann eine „Moritat“ vorzutragen: „Die verzauberte Malschule“.

Die „schauerlichen“ Begebnisse, die er in dem drolligen Veierton absang, waren auf einer Reihe von Bildern dargestellt, die er hinter sich auf einer Staffelei aufgepflanzt hatte und auf die er mit komischer Wichtigkeit hindeutete. Lauter Karikaturen der Lierbachschüler. Da man von allen Seiten nach Grete hindrohte, frug Max voll Bewunderung: „Haben Sie das gemalt?“

Grete lachte. „Ein rechtes Kunstwerk, nicht? Für eine „Moritat“ reicht gerade mein Talent.“

Die Drehorgelmusik ging von dem elegischen Schluß, der die letzten Verse begleitete, in einen Walzer über. Alles sprang auf und man reichte sich an, um im leeren Vorzimmer zu tanzen.

„Nur immer drei Paare, damit das Haus nicht so wackelt“, bat der Wirt und stellte sich als Tanzordner breitspurig an die Tür.

„Wir dürfen nicht viel tanzen, aus Angst vor dem Hausherrn, der ein grämlicher Mensch ist“, sagte Grete, während sie an dem Arm ihres Tischnachbarn wartete, bis sie an die Reihe kamen.

Wenngleich nur eine Drehorgel spielte, der Walzer mit Grete blieb Max in Erinnerung. Das leidenschaftliche Vergnügen, mit dem sie tanzte, riß auch ihn mit fort und beide erwachten wie aus einer wonnigen Betäubung, als der „Herr Wirt“ ihnen zurief: „Abtreten!“

Eine zornige Botschaft des Hausherrn, der sich das Tanzen energisch verbat, machte dem Vergnügen rasch ein Ende. Aber es war schon für Ersatz geforgt. Ein großer Korb mit Gewinnen, die drollig verpackt waren, kam herein und es gab eine lustige Verlosung; man machte Spiele mit Preisverteilung und würfelte noch inn den Rest der Geschenke. Mit kindlicher Aufregung und Spannung wurden die Überraschungen ausae-

wickelt, die Berse, die dabei steckten, gelesen, und die Herren und Damen freuten sich mit rührender Anspruchslosigkeit über die Kleinigkeiten, die ihnen durch das Loos zufielen, oder die sie beim „Söllfahren“ oder beim „Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg“, erbeuteten. Grete hatte alles gemalt, gedichtet, geklebt! Max betrachtete das Mädchen mit steigender Bewunderung, aber auch mit leiser Mißbilligung. —

Seine eigene Jugend war ernst gewesen bei einem strengen Vater und einer kränklichen Mutter; er hatte sogar als Knabe wenig spielen dürfen. Nun verstand er diese Aufopferung nur für das Vergnügen nicht; konnte sich in einen Feueereifer, der nur Nichtigkeiten galt, nicht hineindenken.

Als dann die mit Blumen geschmückte Bowle auf den Tisch in der Laube gestellt wurde, hätte er gern einen Trinkspruch ausgebracht, um für die Gastfreundschaft zu danken, mit der man ihn aufgenommen hatte. Aber alles, was er zu sagen mußte, wäre wohl unter den übermütigen Künstlern steif und „fad“ erschienen. Kreuzer brachte in einer ganz ulkigen Rede ein Hoch heraus auf Lierbach, Gröbler sang Schnadahüpfu und uralte bäuerliche Lieder zur Gitarre, den Refrain brüllten alle im Chorus mit.

Die Stimmung war immer lauter und animierter geworden. Steinach, der Hamburger mit dem roten Wotansbart, trank Max eifrig zu und schwärmte in einer ganz elegischen Laune von München: „Wie, Sie wollen fort von hier! Und Sie haben nichts mitgemacht? Das ist ja jammerschade! O, dieser Karneval! Auf den Redouten im Kolosseum, da lernt man eigentlich erst, was Vergnügen ist. Ich sage Ihnen, diese Münchener Mädels! So was Viebes, Warmherziges, Zutunliches und Unerkünsteltes gibt es in der ganzen Welt nicht mehr.“

„Was wissen Sie denn von den Münchener Mädels, Herr Steinach?“ rief Grete. „Sie sind doch erst so kurz hier? Haben Sie Ihre Studien an den Modellen oder an den Kellnerinnen gemacht?“

„Fräulein Lierbach!“ antwortete der Maler, fast ein wenig gereizt. „Ich hätte nicht gedacht, daß Sie hochmütig wären.“

„Bin ich auch nicht.“

„Und Sie sprechen doch in einem recht wegwerfenden Ton von diesen Mädchen aus dem Volk.“

„Fällt mir gar nicht ein. Ich behaupte nur, daß Sie sie nicht so gut kennen, als Sie meinen und daß solch kleines Ding oft schlauer ist, als ein norddeutscher Riese sich vorstellt.“

Steinach zuckte die Achseln. Dann hob er sein Glas und wollte mit Max Schmidt anstoßen.

„Auf die Münchener Mädels!“ sagte er leise. Aber Max verbesserte laut:

„Auf die Münchener Damen!“ und blickte Grete mit warmen Augen an.

Waldbemar Falk saß neben Trudel und drückte heimlich unter dem Tisch ihre Hand. Vater Lierbach aber

mochte wohl doch sein verliebtes Geflüster bemerkt haben, denn er stand plötzlich auf und sagte: „So, nun schenk ich noch einmal die Gläser voll und dann machen wir Schluß für heut, dann geht ihr heim, Kinder! Morgen ist auch wieder ein Tag! Prosit! Es lebe die Kunst!“

Alle erhoben sich und stießen an, und wenn auch die meisten Gesichter Enttäuschung ausdrückten, daß das Fest schon zu Ende sein sollte, es wagte doch niemand einen Widerspruch, denn so gemüthlich Vierbach auch mit den Schülern verkehrte, er hielt strenge Disziplin aufrecht, und man fürchtete ihn trotz seiner Gutmüthigkeit.

Max gab es förmlich einen Stich durchs Herz bei dem Gedanken, daß er Grete nun Lebewohl sagen sollte. Es war ihm, als hätte er noch so viel Wichtiges mit ihr zu sprechen gehabt. Sein Gesicht leuchtete freudig auf, als die jungen Leute unter sich ein Wiedersehen auf dem Eisplatz am nächsten Vormittag vereinbarten.

„Morgen ist Sonntag. Arbeiten mag man doch nicht! Also geh'n wir alle zum Schlittschuhlaufen!“ flüsternte Kreuzer, der eben noch mit Trudel eine Mandel geteilt hatte, in der ein doppelte Kern war. „Wir müssen noch unser Bielliebchen ausfechten.“

Waldemar hörte davon nichts, denn er hatte sich Vierbach genähert und bemühte sich, sich bei ihm einzuschmeicheln, was allerdings mehr Trudels Vater als dem Lehrer galt.

Aber Vierbach war kühler, gegen ihn als sonst.

Ein sonniger Wintermorgen. Auf dem See im Englischen Garten spielte die Musik; das Eis glitzerte und die bereiften Bäume hoben sich lustig vom blauen Himmel ab.

Der Architekt Max Schmidt mußte eine Weile unter den paarweise oder einsam dahinschwirrenden Menschen suchen, bis er Gretes hohe Gestalt entdeckte.

Im ersten Moment erkannte sie ihn gar nicht, weil er nun als junger Mann mit braunen Spitzbart und dunklem Haar vor ihr stand.

Sie trug eine Mütze mit zwei breiten grünen Flügeln. Das nach der damaligen Mode eng um die Hüften gespannte Kleid brachte ihren schönen Wuchs zur Geltung; den langen Rock hatte sie gerafft und ein Gewirr von Falten flatterte bei der raschen Bewegung um sie her. Sie gefiel ihm in der klaren Luft noch besser als am letzten Abend. Der dunkle Stoff hob ihre Farben und die Pelzmütze paßte zu ihrem trozigen Gesicht mit den schönen, dichten Brauen und dem ausdrucksvollen, festgeschlossenen Mund.

„Wie eine Walfüre sehen Sie heute aus, gnädiges Fräulein!“ sagte er mit unverhohlener Bewunderung.

„Und Sie haben sich auffällig verjüngt seit gestern!“ meinte sie lachend.

„Aus dem Würdenträger ist wieder der arme Teufel geworden“, seufzte er mit leiser Bitterkeit.

„Ist der Katzenjammer eingetroffen, den Sie befürchtet haben?“ frug er dann, als sie Hand in Hand dahinglitten.

„Merkwürdigerweise bin ich noch ganz gut gelaunt! Der Morgen ist ja auch so schön!“ In ihre Wangen stieg eine rasche Röthe, denn sie dachte plötzlich: „Habe ich mich feinetwegen so gefreut, auf das Eis zu gehen? Wird die Verstimmung erst kommen, wenn ich heute von ihm Abschied nehmen muß?“

Er fühlte ein leises unwilliges Zucken in ihrer Hand, als wollte sie sich von ihm losreißen. Aber er hielt die warme Hand fest und während sie in schönen Bogen dahinflogen, sagte er traurig:

„Dieser schöne Morgen ist die letzte Freude, die ich in Ihrer lieben Stadt genießen darf. Dieses ersehnte München, von dem ich mir so viel hoffte, hat sich nicht gnädig für mich gezeigt. Alle seine Thüren hielt es mir verschlossen. Gleichgültig läßt es mich wieder abziehen. Stellen Sie sich das vor, Fräulein Vierbach, dann fühlen

Sie wohl, wie gut Sie es haben, daß Sie hier festen Boden besitzen und kein Ausgestoßener sind wie ich.“

„Wenn ich ein Mann wär, o, dann möcht ich gar nicht immer auf einem Fleck sitzen! Sie haben es ja so gut! Sie können sich Ihr Leben selber schaffen; Ihnen steht die ganze Welt offen.“

„Ich weiß nicht, ob Sie sich das nicht doch leichter vorstellen, als es ist.“

Die Musik setzte wieder ein, und schweigend, ganz dem Vergnügen der Bewegung hingegeben, ließen sie Hand in Hand um die kleine Insel, von deren Bäumen nun in der Sonne der Reif in blinkenden Tropfen sprühte.

„Ich muß Ihnen noch ganz besonders danken für die reizenden Andenken, die ich von München mitnehmen darf“, sagte er dann herzlich. „Ich hatte ja solches Glück bei der Verlosung. Den Stein mit der kleinen Fjarlandschaft von Ihnen habe ich gewonnen und noch einen allerliebsten Aschenbecher mit schwarzen Figürchen.“

„Es ist nett von Ihnen, daß Sie an der Dilettantenarbeit Freude haben.“

„Fräulein Vierbach! Darf ich Ihnen offen gestehen, was ich gestern abend schon, auf dem Heimweg noch und auch heute morgen gedacht habe?“

„Warum nicht? Sie waren wohl recht entsetzt über die Einfachheit unserer Geselligkeit? Es ist Ihnen recht „gchnasig“ vorgekommen, wie die Wiener sagen?“

„Aber im Gegenteil! Entzückt war ich! Es wäre jammer schade, wenn es in München je anders würdel! Aber ich war allerdings entsetzt, wenn ich diesen Ausdruck wiederholen darf, wie Sie Ihre Gaben verschleudern, Ihr Talent vergeuden! Sie müssen ja wochenlang gearbeitet haben für die eine Gesellschaft! Für einen Karnevalscherz. Finden Sie nicht, daß Ihre Gäste es gar nicht verdienen, daß Sie ihnen so viel Zeit opfern?“

„Ach was!“ sagte sie mit einem Achselzucken. „Meine Zeit ist ja nichts wert! Was sollen wir anders tun? Soll ich Dederln stiden oder Spizen häkeln? Das ist auch nicht viel nützlicher und es freut mich weniger.“

„Warum sollte Ihre Zeit nichts wert sein?“ frug er, stehenbleibend. „Sie dürften sie nur nicht vertändeln, verträdeln! Es ist jammer, jammer schade um Ihr Talent, wenn Sie Ihre Tage nur lustig totschlagen. Ich würde ja nicht den Mut haben zu dieser Fastenpredigt, verehrtes Fräulein, wenn Sie nicht von der Leere gesprochen hätten, die Sie oft empfinden, Sie fühlen sich nicht wohl bei dieser Existenz! Dazu ist Ihr eigentliches Wesen zu ernst, zu großartig. Eine richtige Arbeit, ein rechtes Streben! Das ist's, was Ihnen fehlt.“

Er schaute ihr, während er sprach, mit einem so tiefen Interesse, mit so besorgter Güte in die Augen; es klang eine so warme Verehrung für sie aus dem Ton der Worte, daß sie ihr einen großen Eindruck machten. Sie hatte den Blick gesenkt, drückte den Schlittschuh ins Eis, wiegte sich hin und her und gab ihm dann mit plötzlichem Entschluß die Hand.

„Danke!“ sagte sie mit bewegter Stimme. „Ich wollte, es hätte schon früher jemand so zu mir gesprochen! Ein Fremder sieht oft klarer als wir selbst. Gefühl habe ich's ja immer, daß es nicht so weitergehen kann; aber glauben Sie mir, es ist schwerer für uns Frauen, weil der Zwang fehlt, weil wir uns nicht wie ein junger Mann selbstverständlich besinnen müssen: Was wirst du?“

Sie war sehr nachdenklich geworden; eine ernste Falte lag zwischen ihren dichten Brauen, die ihre grauen Augen dunkel erscheinen ließen. Mit leichtem Schwung glitt sie in einem weiten Bogen von ihm fort, und wie er nun der großen, stolzen Gestalt nachblickte, überkam ihn leise Reue, daß er zu aufrichtig gewesen war, sie vielleicht gekränkt hatte. Er war auch ein guter Schlittschuhläufer und hatte sie bald wieder mit einer eleganten Wendung erreicht.

(Fortsetzung folgt.)

Nächtlicher Gasangriff.

Berdun (Thiaumont - Fleury.)

Von Uffz. d. Res. Wilh. Victor.

(Geschrieben im Lazarett in Stuttgart, 9. September 1918.)

Aber die von Tausenden und aber Tausenden von Granattrichtern zerwühlten und durchadernten Hügel und Schluchten senkte sich rasch die Abenddämmerung. Gegen Osten hoben sich schärfer schon die vielgestaltigen Linien des nahen Horizonts gegen das sterbende Fahlgrau des dichten Gewölkes ab. Ein schwacher Südwind strich über den entnerzten Boden, über Leben und Sterben; er trug den aus der Tiefe unserer Schlucht aufsteigenden Leichengeruch mit sich fort, in die Höhe, wo die zahllosen Geschosse beider Artillerien sich zischend und mit pfeifendem Gurgeln kreuzten.

Manchmal erzitterten unsere Erdhöhlen am Gang, daß die Erde abbröckelte, zuckte der Berg am ganzen Leibe: Donneregepolter, rollende Steine, ein Singen und Surren von tausend Splintern. „Zu kurz, mein Lieber! Er kann uns nichts wollen; entweder oben hart an den Rand oder an den Fuß des“ Ein wahnsinniges Krachen unterbrach den Sprecher, einen von meinem Melbetrupp — wieder das Surren und Sausen — aber diesmal dazwischen schredliche Laute — — — Jammern und Stöhnen — herzergreifend. Ein Volltreffer. „Sanitäter! Sanitäter!“ „Also schon wieder einmal! Und immer dieselbe unglückliche Stelle! Wie viele mögen's sein?“ — — —

Sanitäter laufen hin und her, unbeirrt, durch immer neue Anschläge, arbeiten sich mit den Bahren durchs Gedränge auf den schmalen Pfaden zum Sanitätsunterstand.

Inzwischen ist völlig Nacht geworden, tiefschwarze Nacht. Man sieht keine Hand mehr vor Augen. Nur ab und zu hellt's etwas auf, wenn vorne Leuchtflugeln hochgehen. — — — Ein Kommen und Gehen — Kommandos, Befehle, Meldet und Stafetten huschen geheimnisvoll hin und her. Dräben auf dem Hügelkamm heben sich im grellen Leuchtflugelschein sekundenlang schwarze Reihen neuer Ablösungen geisterhaft ab. Die Artillerie ruhen.

„Naketen steigen hoch, noch eine — da! wieder eine! Sprengfeuer von uns gefordert!“ Alwin, mein Getreuer, stand sinnend da, im Stahlhelm. „Was ist los, Mensch?“ „Ah, ich weiß nicht, das geht wieder nicht gut, die Nacht, Korporal, es war den Tag über zu ruhig“, gab er mir zurück. „Kann man nicht sagen, Alwin, kann noch werden; muß doch nicht alle Tage gleich toll hergehen. — Aber, los, Stahlhelm und Maske! Die Kompagnien verlangen schon die Führer nach vorne — — — Reserveeinsatz für die Maske nicht vergessen!“ Ich erinnerte immer daran, ehe wir loszogen. Der Franzmann schoß gar zu gern mit Gas und wenn er einmal anfang, auch gröhnlich — — — wir wußten Bescheid — — —

Ein Teil der Ablösungen setzt sich in Bewegung, durch neues Sperrfeuer zur Stellung, schweigend, im Gänsemarsch. „Wieder mal ein paar „Sandfäden“, man meint, der Franzmann schöße heute nicht scharf“, sagte Spielermann. Die Artillerie flaut etwas ab; „wir können noch Schwein haben.“ Sss—f—fss batsch! Sss—f—fss batsch! — — — „Was ist das denn?“ „Aha! Nix, Blindgänger, der Kerl schießt Gasgranaten!“ Tatsächlich; von „Sandfäden“ keine Rede! Gewissenhaft huscht Geschöß auf Geschöß dicht über unsere Köpfe hinweg, schlägt klatschend auf den Gang gegenüber und zerplatzt fast tonlos zu Scherben. Dichte weiße Rauchschwaden entfeigen den Einschlagstellen. „Gasmasken heraus!“ Der Befehl wird durchgesagt. Die Flechbüchsen klappern; alles hat die Maske umgehängt; nur einer irrt, rennt suchend umher, von einem zum anderen: „Hat niemand eine Maske für mich?“ Im Leuchtflugelschein sehen wir die weißen Gasmasken sich vom Gang ins Tal senken und dann zusehend die Schlucht mit ihren zistigen Schwaden anfüllen. — — — Auch in unsere primitive Höhle dringt schon der widerliche süßliche Geruch. „Alles Masken auf!“ tönt es erneut. „Nun kannst du ziehen, Franzmann“, aber der eine, der da vorhin lief, was macht der, hat er eine Maske bekommen? „Still mal, da ruft einer!“ „Kameraden! Kameraden! — — — ich habe — keine Maske — ich — — — muß sterben. — — —“ „Der ist's!“ Da drängt ein Offizier durch die Menge, tastend, in der Maske, ergreift den Bewußtlosen und schleppt ihn zum Sanitätsunterstand. „Sein Herr“, sagt mir einer im Vorbeigehen. Ganz hohl, dumpf, wie aus einem tiefen Faß klingen die Worte. Aber noch gute Verständigung.

„Ununterbrochen fegen die Geschosse über uns weg auf den Gang, ins Tal, wild durcheinander. Anscheinend nimmt der schwache Südwind zu. In einem hellen Augenblick sieht man den Schwaden abziehen. Gott sei Dank! „Sollen wir's versuchen, Alwin?“ Ich lästete versuchsshalber die Maske. Der Schweiß läuft mir vom Gesicht. „Es geht!“ Schon kommt auch der Befehl vom Regiment: „Masken ab!“ Ein Rausen der Erleichterung. — — — Sss—f—fss — — — batsch! — — — batsch! — — — Da geht's schon wieder los. „Alles Masken auf!“

Es ist etwa 2 Uhr. Langsam setzt sich der Rest der Ablösung in Bewegung. Von schweren Einschlägen erzittert die Luft. Es beginnt zu regnen, erst schwach, dann stärker und stärker. — — — Die schmalen abschüssigen Pfade werden spiegelglatt. Viele stolpern und durch die beschlagenen Gläser kann man kaum noch den Boden sehen. Alles flucht und wehrt. Die Erdlöcher, unsere Schlafstätten, hatten wir zumeist mit Zeitbahnen überspannt. Die reinen Fanggruben. Alle Augenblicke verschwindet einer, mit dem man gerade noch sprach, plötzlich vor einem in der Versenkung und fällt den Insassen samt Dach auf die Köpfe. Die verhalten sich natürlich nicht gerade passiv, sondern geben ihrem Mißbehagen auf alle mögliche Weise Ausdruck, bis der unglückliche Einkringling außer Reichweite ist. — — —

Am Sanitätsunterstand hat der Arzt ein Feuer entzündet, um das Gas hoch zu treiben. Dort behandelt er die Vergifteten. Alle kommen wieder zu sich. — — — Nur vier nicht, die von Stellung kamen. Die hatten die Masken vergessen. Bis fast zum Gang waren sie gekommen, da konnten sie scheint's nicht mehr. Einige von vielen! Soldatenlos. —

Mit dem ersten Dämmererschein flaut das Feuer ab. Das Gas wird schwächer. — — — Unser Einsatz ist aber auch verbraucht. Fünf Stunden lang Gas. 1800 Grasgranaten auf einen kleinen Abschnitt.

In jener Nacht hat die Gasmaske mancher, der ihren Wert noch nicht erkannt hatte, richtig schätzen gelernt. Uns allen ist sie lieb und teuer geworden. (Zens. Mz.)



Aus der Kriegszeit.

Das Schlachtschiff der Zukunft. Die neuen Erfahrungen, die im jetzigen Kriege besonders auf dem Gebiete des Kampfes zur See in so reicher Zahl gemacht wurden, haben die schon vor dem Kriege häufigen Pläne für neuartige Schlachtschiffstypen begreiflicherweise in weitgehendem Maße beeinflusst. Besonders die erwiesene Unsicherheit selbst größter Schlachtschiffe gegenüber den Torpedobongriffen über und unter der Wasseroberfläche regen die Konstrukteure aller Länder zu neuen Konstruktionsentwürfen an. Über einen besonders interessanten Entwurf dieser Art berichtet der „Prometheus“, und zwar handelt es sich um den Entwurf eines Linien Schiffes, der dem Ingenieurkongreß in San Francisco durch den italienischen Marinekonstrukteur Ferretti vorgelegt wurde. Der Konstrukteur ging dabei von dem Gedanken aus, daß die Schiffe in Zukunft vor allem so einfach wie möglich gebaut werden müssen, und daß man auf alle bisher mitgeführten Bequemlichkeiten verzichten müsse, um dafür die wichtigsten Teile des Schiffes in größerem Maße zu schützen, die über Wasser liegende Zielfläche zu verkleinern usw. Der Entwurf zeigt ein Kriegsschiff von 32 000 Tonnen Wasserverdrängung, das mit vier durch Turbinen getriebenen Schrauben 28—28 Knoten laufen soll. Es stellt ein Mittelglied zwischen Schlachtschiff und Schlachtkreuzer dar. Für die Bewaffnung sind 10 Geschütze von 38 Zentimeter gedacht, die zur Verringerung der Zielflächen zu je 5 in zwei Türmen vereinigt sind. Diese Vereinigung vieler Geschütze in einem einzigen Turm steht in schroffem Gegensatz zu den Konstruktionsplänen der im Bau befindlichen amerikanischen Schlachtschiffe, bei denen ein Turm, statt wie bisher 3, nur zwei Geschütze tragen soll, damit im Fall eines Turmtreffers möglichst wenig Geschütze vernichtet werden. Für das Schiff von Ferretti sind außerdem noch 12 Geschütze von 19 Zentimeter in vier flachen Türmen vor und hinter den eigentlichen Haupttürmen vorgesehen, sowie 28 10,2-Zentimeter-Geschütze, die auf ihren versenkbaren Lafetten vor jedem Schuß emporrauchen sollen. Interessant und von einleuchtender Bedeutung ist die niedrige Linie des Rumpfes, die nur durch die beiden Geschütztürme und die

wenig höheren Kommandoturme sowie durch den Schornstein überragt wird. Das Schiff soll im Mittelteil des Rumpfes nur 2,75 Meter aus dem Wasser hervorstehen, also um die Hälfte weniger als die bisher gebräuchlichen Linienfahrer dieses Typs. Zum Schutz gegen Torpedotreffer sollen eine Unterteilung in zahlreiche wasserdichte Abteilungen und ein starker Doppelboden dienen. Schon rein äußerlich läßt der Entwurf die Übergangsstufe zum künftigen Tauchschlachtschiff erkennen. Wenn man außer den kleinen Geschützen auch noch die großen versenkbar macht und den Schornstein durch Verwendung von Dieselmotoren in Wegfall bringt, so erübrigen sich nur noch die Trimmanten und das tiefe Steuer, um dieses Schlachtschiff in ein Schlacht-Unterseeboot zu verwandeln. Jedenfalls sieht man an diesem Entwurf sehr deutlich, daß die Entwicklung der Kriegsschiffs-konstruktion immer mehr auf den Kampf unter Wasser zusteuert.

Was eine Schlacht im Weltkriege kostet. Bei allen Berichten über das ungeheuerliche Ausmaß der modernen Schlacht denkt man natürlich vor allem an die Menschenopfer, die hierdurch notwendig werden. Dann aber taucht unwillkürlich immer wieder auch die Frage auf, was eine solche Schlacht bei derartiger Inanspruchnahme von Geschützmaterial und Munition wohl kosten mag. Die interessantesten Ergebnisse einer solchen, natürlich nur ungefähre und durchschnitlich aufgestellten Berechnung über die Kosten des Geschütz- und Munitionsverbrauches in einer Schlacht der Gegenwart finden sich in den „Lectures pour tous“. Die Schlacht beginnt, die Kanonen donnern. Mit unerhörter Geschwindigkeit und Ausdauer überschütten die Gegner sich mit Geschossen verschiedenster Größe und Konstruktion. Die Munitionswagen leeren sich schnell und werden sofort neu gefüllt mit den Geschossen, die aus den Munitionsparks herangeführt werden. Zahllose Züge laufen in den nächst gelegenen Bahnhof ein, um die Geschützparcs zu versorgen. Noch ferner, im Hinterland, arbeiten in den Werkstätten Zehntausende von Männern und Frauen fieberhaft an der fertigen Herstellung des Materials, das im Kampfgebiet innerhalb von Minuten und Sekunden verschossen wird. Um zu einer annähernden Berechnung zu gelangen, untersucht das Blatt zuerst die Verhältnisse bei einer französischen 75er Batterie. Diese Batterie besteht aus vier Geschützen und 12 Munitionswagen. Außerdem besitzt jedes Geschütz und jeder Munitionswagen einen sog. Vorrain mit Munition, und zwar gibt es in einer Batterie 16 derartige Vorrains. In jedem derselben befinden sich 24 Geschöspatronen, in jedem Munitionswagen 72, die ganze Batterie besitzt also 1248 Geschöspatronen, nämlich 312 für jedes Geschütz. Das Geschütz selbst vermag innerhalb 24 Stunden 400 Projektile zu entsenden, und zwar bei stärkster Venükung 20 in einer Minute. Der letztere Fall ereignet sich aber höchst selten, da das Material ihn meist nicht auszuhalten vermag. Ein komplettes Projektil kostet 30 Franken. Die Abnützung des Geschübes berechnet man nach dem Grundsatz, daß die Kanone nach 8000 Schüssen unbrauchbar geworden ist. Das Geschütz kostet 18 000 Franken, demnach kostet jeder Schuß eine Abnützung von 3 Franken. Rechnet man hierzu den Wert der Geschosse, so kostet die Verwendung des 75er-Geschübes an einem Schlachttag mit 400 Schüssen die Gesamtsumme von 13 500 Franken. Die 120 Geschütze eines Armeekorps kosten also während eines Schlachttages 1 620 000 Franken, wobei angenommen ist, daß sie 300 000 Kilogramm Metall ausenden. Noch kostspieliger ist natürlich die ganz schwere Artillerie. So wurde ausgerechnet, daß mit Abnützungskosten ein einziger Schuß der schnell verbrauchten französischen 320er-Kanone nicht weniger als 6410 Franken kostet. Bei Berechnung des Gebrauchs sowohl der großen wie der mittleren und der kleineren Geschütze, der Maschinengewehre und Infanteriegewehre, und nach der französischen Annahme auch des deutschen Verbrauches hat in den hundert Tagen der Schlacht von Verdun der Tod eines Soldaten auf der einen Seite die Heeresleitung der anderen 73 000 Franken gekostet. Die Engländer sollen aber im Burenkrieg noch viel teurer gekämpft haben, da bei ihrer Gesamtberechnung auf den Tod eines Buren nicht weniger als 20 000 Franken entfielen. Die Balkankriege waren „billiger“, da damals das Fallen eines Soldaten nur 50 000 Franken kostete. Der Geldwert der Geschütz- und Munitionsausgaben in den ersten hundert Tagen der Schlacht vor Verdun würde, in Gold umgewechselt, 80 Kubikmeter Goldstücke ausmachen.

Neue Untersuchungen über die Sicherung des Panamakanals. Die Frage, ob der Panamakanal dauernd für den Verkehr offengehalten werden kann, gewinnt angesichts der immer wiederkehrenden und soeben wieder gemeldeten schweren Verkehrsstockung durch Erdbeben eine immer größere Bedeutung. Es ist daher von besonderem Interesse, daß einer der führenden amerikanischen Geologen Dr. John C. Branner von der Stanford-Universität jetzt die wesentlichen Ursachen für diese bedrohlichen Störungen kartiert und einen Weg anzugeben sucht, auf dem der Panamakanal gesichert werden könnte. Wie Dr. Branner, der in der Kommission, die im Auftrage der amerikanischen Regierung die Kanalzone gründlich untersucht hat, eine führende Stellung innehatte, in dem in San Francisco erscheinenden „Sunset Magazine“ ausführt, könnte es auf den ersten Blick scheinen, als ob ein restloses Wegschaffen aller gefährdenden Stoffe aus der Kanalzone der vernünftigste und sicherste Weg wäre, damit fertig zu werden. Wenn man dann aber sieht, wie sich das Gebiet der Rutschungen immer weiter vom Kanal ausdehnt, wie die Masse der in Bewegung geratenden Stoffe ständig zunimmt, wie selbst Hügel zusammenrutschen und Bäume, Schlamm, Gestein und Blöcke mitreißen, die größer sind, als ganze Häuser, wenn man sieht, daß das Wegschaffen dieser Millionen Tonnen auf etwa 60 Cents pro Quadratfuß zu stehen kommt, dann gelangt man zu der Einsicht, daß es doch ratsam ist, einen anderen Weg zu suchen, um diese Erdhügel da festzuhalten, wo sie sind. Es war von vornherein klar, daß die Ausschachtung des Kanalbettes gleichbedeutend war mit einer Schwächung der stützenden Massen, die das anliegende Gelände festhielten; es war ferner klar, daß es in der Praxis keine Möglichkeit gab, für diese entzogene natürliche Stütze durch eine künstliche Ersatz zu schaffen. Hier lag eine Schwierigkeit, die nicht aus dem Weg geräumt werden konnte, ein Faktor des Problems, dem man in den erforderlichen großen Maßstab nicht beigekommen vermochte. Man glaubte eine teilweise Lösung darin gefunden zu haben, daß man den ausgehobenen Boden auf den Uferstreifen des Kanals ablagerte; aber wird dieses neue Land haften bleiben, in einer Gegend, wo man sieben Fuß Niederschlag mißt? Man kann es hoffen, aber verbürgen kann sich dafür niemand. Auch mit der Beschaffenheit der Felsstücke, die bei den Rutschungen mitgerissen werden, muß man als mit einem unänderlichen Faktor rechnen. Sie sind feucht und von geringer Festigkeit, und wenn sie nicht richtig behandelt werden, werden sie immer brüchig und unbeständig bleiben. Das dritte Element des Problems — das Wasser — ist das einzige, das sich unter menschliche Kontrolle bringen ließe. Auf die Niederschläge, den Regen selbst, kann man natürlich keinen Einfluß gewinnen, aber es ist sehr wohl möglich, daß man das Wasser daran hindert, in den Boden einzudringen; und diese Kontrolle über das Wasser ist der einzige Weg, auf dem man hoffen kann, einem Fortbauern der Erdbeben vorzubeugen. Bei kleineren Rutschungen pflegte man Gräben anzulegen, in denen man das Wasser aus dem gefährdeten Grund ableitete. Bei Abbrüchen aber, die sich über mehr als 60 Hektar erstrecken, bei einer Niederschlagsmenge von sieben Fuß, bei Uferböschungen von feuchtem Lehm und 300 Fuß hohen brüchigen Felsen scheint es im höchsten Grade unwahrscheinlich, mit einem solchen System von Abwässerungsgräben der Gefahr Herr zu werden. Die Erdbeben können dort nicht aufgehalten werden. Das einzige, was man da mit solchen Gräben erreichen kann, ist, daß man die Niederschläge, die außerhalb des Abbruchgebietes niedergehen, ablenkt, damit nicht auch sie noch der gefährdeten Stelle zufließen. Um nun das Wasser von dem gleitenden Grund wirklich fernzuhalten, gibt es nach der Meinung von Dr. Branner nur eine Möglichkeit: Man müßte zunächst das ganze gleitende oder mit Abrutsch drohende Band dagegen schützen, daß das sich auf der Oberfläche ansammelnde Wasser eindringt, und schließlich müßte man durch eine Art von wasserdichtem Überzug über dieses ganze Gelände das Wasser vollkommen abperren und fernhalten. Dr. Branner hält es für unwahrscheinlich, daß der Kanal durch Erdbeben gefährdet werden wird. Seiner Meinung nach können möglicherweise auftretende Erdschütterungen den aus verstärktem Eisenbeton errichteten Schleusen, Dämmen und anderen Kunstbauten der Wasserstraße wenig anhaben. Die einzige Gefahr, die ein Erdbeben bringen könnte, wäre die, daß durch die Erschütterung ein Erdbeben verursacht werden könnte, der sonst vielleicht ausgeblieben wäre. Weiter, und das ist für den Panamakanal von größter Wichtigkeit, haben die Geologen bei den kalifornischen Erdbeben die Beobachtung gemacht, daß Wasser im Grund dem Erdbeben eine viel stärkere Wirkung gibt, als sie bei trockenem Boden fühlbar wird. Diese Beobachtung hat gerade Dr. Branner bei seinen speziellen Arbeiten und Studien über Erdbeben in tropischen Gebieten immer wieder gemacht, und sie ist ihm der Ausgangspunkt für seine Theorie: Die Uferzone des Panamakanals muß trocken gelegt und gegen das Eindringen von Wasser so restlos wie möglich geschützt werden; anders werden sich die Erdbeben niemals verhindern, wird sich die Offenhaltung der Wasserstraße niemals gewährleisten lassen.